



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Romane.

Harte Zeiten. Von Dickens. Aus dem Englischen von Julius Seybt.
Leipzig, Vorkf. —

Der neueste Roman von Dickens, der in der Vorkfischen Sammlung den 21. Band ausmacht, gehört nicht eigentlich in die sonstigen Romane des berühmten Verfassers; er schließt sich mehr an seine Weihnachtsgeschichten an. Die Tendenz ist durchaus überwiegend, die novellistische Behandlung skizzenhaft.

Mit großer Freude haben wir das Werk nicht gelesen. Zwar ist es an und für sich kein Unglück, wenn ein Dichter, welcher der Welt so vieles Schöne und Herrliche geschenkt, auch einmal eine schwächere Leistung zu Markte bringt; aber einerseits hätten wir sehr gewünscht, daß die Erinnerung an Bleakhouse, welcher Roman trotz vieler glänzenden und hochpoetischen Stellen dennoch im ganzen als ein verfehlt zu bezeichnen war, recht bald durch ein neues, frisches Werk nach der alten Art verwischt werden möge, sodann fürchten wir, daß die eigenthümliche Popularität, deren Dickens sich in England erfreut, seinem Talent eine schiefe Richtung giebt.

Wie jeder echte Dichter, ist auch Dickens ein Kämpfer für das Gute gegen das Böse. Die Dichtkunst hat die Aufgabe, uns in dem Guten auch das Schöne, in dem Bösen das Häßliche zu zeigen. Dickens hat diesen Beruf auf eine glänzendere Weise erfüllt als irgendein Dichter der jüngsten Generation. Sein reiches und schönes Gemüth hat in den unscheinbarsten Erscheinungen der menschlichen Güte eine solche Fülle lebensvoller Beziehungen aufgespürt, daß auch eine verhärtete Seele davon berührt werden muß, und wo das absolut Schlechte ihm entgegentritt, hat er edlen Zorn genug entwickelt, um auch weiche Menschen zu überzeugen. Von dieser Seite werden wir, ganz abgesehen von seinem wunderbaren Talent, Dickens immer hoch über seine Nebenbuhler stellen, die, aufgewachsen in der alten Idee, als ob das Aesthetische vom Sittlichen getrennt werden könne, zuletzt allen Unterschied des Guten und Bösen aus den Augen verloren haben.

Aber ein Mißgriff ist es, wenn man diese Aufgabe so versteht, als ob sich der Dichter in den wirklichen, auf sehr verwickelten Beziehungen beruhenden Parteikampf der Zeit einlassen müsse. Einmal gibt ein solcher Versuch stets ein ungenügendes Resultat, denn nationalökonomische oder politische Fragen können nicht durch das Gefühl oder die Einbildungskraft ausgemacht werden; sie unterliegen der Kritik des ruhigen Verstandes, und jemehr der Dichter sich bemüht, seine Uebersetzung für die Menge recht anschaulich und faßlich herauszuarbeiten, desto leichter wird er die Eingebungen seiner Phantasie an die Stelle der Wirklichkeit setzen. Sodann wird durch die steten Beziehungen auf die Tagesinteressen das Gemüth des Dichters verstimmt und verliert seine Freiheit. Soviel Vortreffliches Dickens in seiner Zeitschrift dem Volk bekannt gemacht hat, so glauben wir doch nicht, daß der Einfluß derselben seinem dichterischen Schaffen förderlich gewesen ist. Er hat sich zuviel mit den Schattenseiten der administrativen und juristischen Einrichtungen Englands beschäftigen müssen, um nicht bei der Reizbarkeit seiner Phantasie in eine höchst bedenkliche Mißstimmung veretzt zu werden. Nur daraus können wir die einzelnen Züge erklären, die in seinem letzten Roman trotz der allgemeinen Liebe und Bewunderung, die dem Dichter zutheilgeworden ist, eine gewisse Verstimmung gegen sein eignes Volk verrathen.

Die „harten Zeiten“ bemühen sich, nachzuweisen, daß die Lage der arbeitenden Classen nicht von dem kalten, berechnenden Verstand, nicht von der nationalökonomischen Wissenschaft eine Verbesserung hoffen darf, sondern nur von dem menschlichen Gefühl; daß nichts für den Fortschritt so nachtheilig sein kann als das allgemein geglaubte System des Egoismus, welches Kraft der Kraft entgegenstellt und den Schwachen mittheilslos den zermalmenden Nädern des Geschicks überläßt. An sich ist dieses Vorhaben sehr lobenswerth. Zwar ist jener Egoismus im höchsten Grade berechtigt, denn ohne ihn würde die Menschheit in ein weichliches, zweckloses Vegetiren versinken; auch ist die Wissenschaft der Nationalökonomie nicht so inhaltlos, wie es dem unruhigen Dichter erscheinen mag. Denn kein Haushalt wird ohne Rechnung geführt, und wenn man rechnen will, so muß man die Zahlen verstehen. Ja wenn sie weiter keinen andern Zweck hätte, so wäre schon ein unermesslicher Gewinn, daß durch sie die socialistischen Träumereien abgewehrt werden. Aber die Welt würde allerdings sehr unglücklich sein, wenn die Arithmetik sich zum alleinigen Herrn über das Leben machte. Sie kann die Regel und das Gesetz feststellen, aber jeder individuelle Fall soll das Gefühl beschäftigen; und wenn es wirklich einmal gelingen sollte, was aber glücklicherweise dem Begriff des menschlichen Geistes widerspricht, das Gefühl ganz von den Bestimmungen des Willens auszuschließen, so würden die Menschen unter die Thiere hinabsinken.

Allein die Aufgabe konnte nur dann würdig durchgeführt werden, wenn

der Dichter sie an lebendigen Gestalten entwickelte. Die bloße Satire und Rhetorik ist weder künstlerisch, noch erreicht sie ihren Zweck. Die Figuren der engherzigen Egoisten, die Dickens schildert, sind bloße Frazen, die keiner realen Anschauung entsprechen, und seinen Gemüthsmenschen fehlt aller Halt. Die Erzählung ist unklar und verwaschen und voll von Widersprüchen, und die Sünden gegen das Gesetz der Wahrheit sind dies Mal so zahlreich und werden so wenig durch jene glänzenden Schilderungen, deren man sich sonst bei dem Dichter erfreut, aufgewogen, daß wol nicht leicht jemand das Buch befriedigt aus der Hand legen wird. Daß einzelne feine und geistvolle Züge auch hier vorkommen, versteht sich von selbst; aber sie werden durch die Masse des Unbedeutenden und Verdrüßlichen unterdrückt. — Möchte der Dichter recht bald durch einen neuen Aufschwung seine Freunde und Verehrer erfreuen. —

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen. Vollständige Ausgabe in 12 Bd. —
Berlin, G. Reimer. —

Wir haben uns mit dieser Sammlung bereits so vielfältig und ausführlich beschäftigt, daß wir uns dies Mal beim Schluß derselben damit begnügen, noch einmal auf die literarhistorische Bedeutung dieser Novellen hinzuweisen, und zu wünschen, das man sie mit der Unbefangenheit des Urtheils, die eine unzweifelhaft falsche Richtung nothwendig macht, aber auch mit jener Aufmerksamkeit lesen möge, die das ernste Streben eines bedeutenden und auch in seinen Verirrungen interessanten Talents verdient. —

Novellen von Paul Heyse. Berlin, Herz. —

Eine recht schöne und anziehende Sammlung, die unter allen Dichtungen Heyses auf uns den reinsten Eindruck gemacht hat. In den Hermen kämpft er zu sehr mit der Form, und ist auch in der Auswahl seiner Stoffe nicht immer glücklich; in diesen vier Novellen dagegen waltet ein warmes und inniges Gemüth, die Stimmung ist durchaus poetisch, die Farbe ist nicht äußerlich aufgelegt, sondern drückt den innern Charakter der Gegenstände aus, und die seltene Zartheit der Empfindung wird nicht durch Weichlichkeit getrübt. Die gemüthvolle Erzählung vom blinden Mädchen, die komische von der Dichtersfrau, die ernste und nachdenkliche vom Tiberufer sind sämmtlich ansprechend und charakteristisch. Den Preis aber geben wir dem heitern und frischen Gemälde: La Rabbiata. —

Lustschlösser. Vom Verfasser des „Schief-Levinche“. Hamburg, Hoffmann u. Campe. —

Der jüdische Sittenroman „Schief-Levinche“, als dessen Verfasser sich Herr Schiff zu erkennen gibt, erschien im Jahre 1848 und wurde wenig

beachtet, bis Heine die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. „Dieser dumme Kerl,“ sagt er, „ist ein wahres Genie. Er hat mehr plastische Darstellungsgabe, als alle neuern Poeten zusammen, die jetzt in Deutschland leben. Es ist kaum zu begreifen, daß er so wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch ist tief-sinnig, voll sprudelnden Witzes, wahrhaft künstlerisch, und was die Hauptsache ist, es hat das Verdienst, mich unendlich amüßrt zu haben.“ — Was die gegenwärtigen Phantasiestücke betrifft, so ist ein plastisches Talent, sowie lebhaftes Gefühl für das Originelle und Komische nicht zu verkennen; aber gegen die Art des Humors, wie er seit den Zeiten der Romantik in Deutschland getrieben wird, daß man nämlich nie weiß, ob der Verfasser Ernst oder Scherz treibt, hätten wir vieles einzuwenden. Will man sich im phantastischen Gebiet bewegen, so muß man sich nicht auf ausführliche Schilderungen einlassen, und will man das wirkliche Leben darstellen, so muß man auf dem Erdboden feststehen. Die Vermischung der phantastischen und der realen Welt kann nur eine ganz ungewöhnliche Dichternatur rechtfertigen, und diese ist hier doch nicht in so hohem Grade vorhanden. Am gelungensten scheint uns die Skizze: Selben des dreißigjährigen Friedens. „Napoleons Kanonendonner war verhallt. In der Welt war es still geworden. Die Zeit der Helden und Männer war vorüber, die Weltgeschichte hatte sich in Riesengeburten erschöpft, versiel in Schwäche und förderte eine ganze Zeitlang nur Frühgeburten zu Tage. Dies war die Zeit der Wunderkinder. Es gab deren von jeglicher Art. Die einen muscirten vom Blatte weg, was man ihnen vorlegte, die andern sprachen alle todtten und lebenden Sprachen; wieder andere waren zu zwölf Jahren Doctoren und noch andere zu dreizehn Jahren akademische Professoren. Mit einem Worte, Künste und Wissenschaften hatten nicht Werth und Reiz mehr, wenn nicht Kinder sie übten und lehrten. Und diese Frühreise ward so epidemisch, die Wunderkinder entstanden aller Arten so zahlreich, daß es fast in jeder Familie ein Wunderkind gab und die Menschen beteten: „O Herr, bewahre uns vor Wunderkindern! . . . Ich war kein Wunderkind, aber ich blies Flöte und war von Kindesbeinen an verliebt in meine niedliche kleine Cousine . . . Auf Bällen tanzten wir gewöhnlich nur miteinander, und bisweilen geschah es denn, daß wir uns ewige Liebe schwuren und uns diesseits und jenseits des Grabes einander anzugehören versprachen. Die Zeit brachte das so mit sich. Die Romantik stand in ihrer höchsten Blüte. Liebe galt für die höchste Aufgabe des Lebens und man liebte gewissenhaft. Nach der Julirevolution ward es anders. Die Freiheit ward als Religion proclamirt und Gesinnung für den vernünftigen Daseinszweck gehalten. Um jene Zeit zählte ich vierzehn und meine Cousine zwölf Jahre; wären wir nach der Julirevolution ebenso jung gewesen, wir hätten nicht uns, sondern der guten Sache Treue geschworen und hätten uns nicht aus Zärtlichkeit, sondern aus Frei-

sinnigkeit geküßt u. s. w.“ Den weitem Verlauf lese man in der liebenswürdigen kleinen Bureleske selbst nach. —

Schloß Wolkenstein. Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“ 2. Bd. Leipzig, Hermann Schulze. —

Eine Episode aus dem Frankfurter Attentat. Ein junger Bürgermann, Namens Franz Müller, rettet 1834 einen hochadligen Verschwörer aus der Todesgefahr. Zum Dank läßt ihn dieser, der im Jahre 1849 als Gesandter in Paris fungirt, durch die Polizei verfolgen. Franz Müller hat bei seiner ersten That Gelegenheit, die Theilnahme einer schönen Gräfin zu gewinnen; aber Madame Müller kann sie nicht werden, das sehen beide ein, und gehen deshalb auseinander. Was wir auch ganz verständig finden, denn warum sollte Gräfin Leontine grade Franz Müller heirathen? Wenn die Aristokratie keine schlimmeren Eigenschaften hätte, als daß sie Mesalliancen erschwert, so wollten wir sie uns allenfalls schon gefallen lassen. Eine gewisse Convenienz in diesen Dingen findet ja auch in den verschiedenen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft statt. Aber warum läßt sich Herr Franz Müller, der sich im Jahre 1834 so verständig benimmt, 1849, wo er bereits in den Vierzigen ist, unnütz in Verschwörungen ein? Bloss um seinem alten Freunde Gelegenheit zu geben, einen Act nichtswürdiger Undankbarkeit auszuüben! Und dazu ohne alle Vermittlung? Wenn Graf Sternberg ein Schuft sein soll, so muß er als ein solcher doch specificirt werden; denn daß alle Diplomaten Schufte sein sollen, das kann man doch ohne einen gründlichen Beweis nicht voraussetzen. — Die sonstige Art und Weise des Verfassers ist bekannt. Im ganzen glauben wir, daß es zweckmäßiger von ihm wäre, wieder zu seiner Jurisprudenz zurückzukehren; einen eigentlichen Beruf für den Roman hat er nicht. —

Nemesis. Roman von Johannes Scherr. 2. Bd. Leipzig, in Commission bei Hübner. —

Der Verfasser hat als Motto seines Romans einen interessanten Ausspruch des Philosophen Arthur Schopenhauer, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen: „Wenn man, soweit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Noth, Schmerz, Leiden und Uebeln jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint, so wird man einräumen, daß es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde sowenig wie auf dem Monde hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krystallinischen Zustande befände. Man kann auch unser Leben auffassen als eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird selbst der, dem es darin erträglich ergangen, je länger er lebt, desto deutlicher inne, daß es im ganzen a désap-

pointement, nay, a cheat ist, oder, deutsch zu reden, den Charakter einer großen Mystification, nicht zu sagen einer Prellerei, trägt.“ —

Es sind wunderliche Leute, die Philosophen. Die Schwärmerei für das absolute Nichts fängt an, einen unheimlichen Charakter anzunehmen, und dabei dehnt sie sich immer weiter aus über die besonnensten und verständigsten Leute. Wenn ein Mann wie Rosenkranz über den Gedanken, daß überhaupt etwas existirt, in Entsetzen geräth, so könnte man selbst verwirrt werden, wenn man nicht bedächte, daß Zungen und Federn manches hinnehmen, was mit der Centralkraft des Denkens nicht viel zu thun hat. Wäre indessen die ganze Welt so mit Greueln überfüllt, wie sie uns der Dichter des vorliegenden Romans schildert, so könnte man sich jene Stimmung wol erklären.

Daß ein schlechtgesinnter Graf eine Masse tugendhafter Mädchen verführt ihnen ein schriftliches Eheversprechen gibt und es dann durch Helfershelfer stehlen läßt, mag oft vorkommen. Daß er die Folgen der Liebe durch medicinische Mittel beseitigt, ist schon schlimmer, namentlich wenn man sie sich ausführlich erzählen lassen muß. Indessen auch hier muß man die factischen Verhältnisse in Rechnung bringen. Daß er den Erben seines Bruders, der ihm seine Güter vorenthält, zu beseitigen sucht, liegt nur in der Natur der Sache; aber daß er auf den raffinirten Einfall kommt, ihn nicht umzubringen, sondern ihm jene Unfähigkeit zur Vaterschaft, die Heine als eine angeborne Gabe der Natur von sich selbst aussagt, künstlich beibringen läßt, das geht denn doch noch über die Mysterien von Paris. Bei diesen Voraussetzungen wird man es leicht begreifen, daß selbst die edelste und tugendhafteste aller Gräfinnen zum Giftmord schreitet, und daß zum Schluß alle betheiligten Personen ohne Unterschied des Standes auf eine greuliche Weise umgebracht werden.

Sehen wir von diesem Inhalt ab, so können wir dem Roman das Lob ertheilen, das er mit vielem Geschick erzählt und sehr lesbar geschrieben ist. —

Treu. Eine einfache Geschichte von Joseph Meßner. Leipzig, in Commission bei Hübner. —

Bei der Ueberschrift dieses Romans, der in dieselbe Sammlung gehört (Album deutscher Originalromane, herausgegeben von Kober), glaubten wir uns von den Schrecken des vorigen erholen zu können. Gibt es ein süßeres und unschuldigeres Motto, als das bekannte: Zwei Seelen und ein Gedanke ic.? Aber wir wurden bitter enttäuscht. Zwar ist die Eigenschaft der Treue in diesem Roman in ganz unerhörtem Maße vorhanden, aber leider wird sie durchaus übel angewendet, denn sämmtliche Personen dieses Romans capriciren sich darauf, ihre Liebe und Treue jemand zuzuwenden, der nichts von ihnen wissen will. Das ist gewiß ein trauriges Schicksal, und so können wir uns denn nicht verwundern, daß die Tugend und Treue hier denselben Ausgang nimmt,

wie im vorigen Roman das Laster, daß zum Schluß alles niedergemetzelt wird. Da dies Mal das Genre des Giftmordes nicht in der Natur der handelnden Personen liegt, so wird die Cholera zu Hilfe gerufen, um der Geschichte ein Ende zu machen. —

Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. vierzehnter Jahrgang. Mit einem gestochenen Porträt und drei gestochenen Kunstblättern. Leipzig, G. Hübner. —

Der Jahrgang enthält, wie die früheren, allerlei mehr oder minder gelungene kleine Sachen, Lieder, Gedichte und Beschreibungen. Die meiste Aufmerksamkeit haben wir der Biographie des Dichters Alfred Meißner geschenkt, die zwar von einem andern bearbeitet ist, aber dem Material nach jedenfalls von ihm selbst herrührt. Das soll kein Tadel sein, denn die Darstellung ist keineswegs unbescheiden. Wir erfahren daraus, daß der Dichter sich durch den zweifelhaften Erfolg seiner beiden ersten Stücke nicht hat abschrecken lassen, daß er vielmehr zwei neue fertig hat und mit denselben im Lauf dieses Winters hervortreten will. Das ist verständig, denn wenn der deutschen Bühne aufgeholfen werden soll, so müssen vor allen Dingen neue Stücke geschrieben werden; und auch mißlungene Versuche sind kein Unglück, wenn sie nur von einem fleißigen Studium des menschlichen Herzens ausgehen. In dieser Beziehung möchten wir dem Dichter, für dessen Talent wir uns lebhaft interessieren, einen Rath geben. Er hat das Unglück gehabt, in ziemlich früher Jugend durch lyrische Gedichte zu einer gewissen Berühmtheit zu kommen. Seit der Zeit ist ihm, wie so manchem andern modernen Poeten, das Prädicat „junger Dichter“ geblieben, das jetzt, da er 32 Jahr alt ist, doch nicht mehr so ganz unbedingt angewandt werden kann. Diese jungen Dichter unsrer Tage haben nun eine Reihe liebedienerischer Freunde, welche das Prädicat der Jugend gern recht lange erhalten möchten. Sie rufen bei jedem neuen Versuch: hier ist zwar noch nicht völlige Vollendung, aber welch kühne, gewaltige, großartige Gährung ic. Vor solchen Lobsprüchen kann der junge Dichter nicht genug auf seiner Hut sein. Wenn man unter Jugend nichts Anderes versteht, als frischen Muth und Wärme des Herzens, so soll nicht bloß jeder Dichter, sondern jeder Mensch sich bemühen, soweit es geht, ewig jung zu bleiben. Aber man versteht unter Jugend meistens Unreife und Unfertigkeit der Bildung, und diese Jugend soll man so zeitig als möglich loswerden. Es ist in der That soweit gekommen, daß man Unreife für ein besonderes Kennzeichen des Genius ansieht. Wir haben in Deutschland einzelne unglückliche Dichter gehabt, die sich dem Trunk ergaben und in Liederlichkeit untergingen, andere, die im Irrenhaus endeten. Daraus hat man die weitere Regel abstrahirt, daß der Genius sich vor allen Dingen durch Neigung zur Liederlichkeit und zum Wahnsinn

sinn offenbare. Einer unsrer größten Dichter, Schiller, hat mit scheußlichen Gedichten und mit Trauerspielen debutirt, in denen unzweifelhaft das Scheußliche bei weitem das Poetische überwog; und daraus hat man das Gesetz herzuleiten geglaubt, daß in jedem Dichter, der mit scheußlichen Liedern und Trauerspielen debutirt, ein zweiter Schiller verborgen sei, und daß daher jeder Kritiker, der diese verborgene Göttlichkeit nicht herauswitterte, eine Sünde gegen den heiligen Geist der Poesie begehe. Wir wollen nicht erst darauf zurückgehen, daß nicht jeder deutsche Dichter die Kinderkrankheiten hat durchmachen müssen, daß z. B. Goethe in seinen beiden Erstlingsstücken: „Götz“ und „Werther“ zwei Dichtungen geschaffen hat, die in classischer Vollendung seinen besten Werken zur Seite stehen. Jedenfalls beweisen die Kinderkrankheiten, wenn sie auch bei starken Naturen vorkommen, doch an sich noch nicht die Stärke der Natur. — Wenn Alfred Meißner mit seiner heutigen Bildung einmal unbefangen seine früheren Gedichte ansieht, so wird er sich selbst sagen müssen, daß ihr innerer Werth lange nicht dem Ruf entspricht, den ihnen die damalige Mode und Stimmung zutheilte. Wenn seine spätern dramatischen Versuche das umgekehrte Schicksal hatten, wenn man das sehr bedeutende Talent, das sich in ihnen aussprach, verkannte, so muß er das als eine natürliche Reaction annehmen, die bei seinem natürlichen, lebhaften Trieb, sich immer weiter fortzubilden, nur heilsam auf ihn wirken kann. Doch wäre es zweckmäßig, wenn er diese Fortbildung noch nach einer andern Seite hin versuchte, als bisher. Zwar wird er auch in technischer Beziehung noch sehr viel lernen können, indes darin hat er in seinen beiden Dramen bereits recht viel geleistet; er weiß vollkommen, wie man eine Begebenheit dramatisch exponiren, wie man das Publicum zum Verständniß bringen und in Spannung erhalten soll, aber es fehlt ihm noch an einem wirklichen Inhalt. Er kennt die Menschen, er kennt den sittlichen Ernst der Gesellschaft noch nicht. Leider fällt die Jugend Meißners in eine Zeit, wo die sogenannte Genialität über Dichter wie Schiller und Goethe, namentlich über den erstern, weit hinaus gekommen zu sein glaubte. Möge er jetzt einmal die Schillerschen Dramen nur von dieser Seite betrachten: eine wie tiefe Intuition des wirklichen Lebens sich in ihnen offenbart, mit wie großen Zügen er den sittlichen Inhalt desselben auffaßt. Man hat von Schiller immer nur einzelne gereimte Stichwörter im Kopf, die uns jetzt trivial klingen, weil sämtliche Spazien des deutschen Dichterwaldes ihm nachgesungen haben. Aber man lasse einmal diese wohlklingenden Phrasen beiseite und gehe auf seinen wirklichen Inhalt ein, und man wird von immer größerer Bewunderung durchdrungen werden. Noch weit mehr ist das bei Goethe der Fall. Der Grund davon liegt nicht blos in der Genialität dieser beiden Männer, sondern in dem Ernst und in der Gründlichkeit ihrer Arbeit. Die heutigen Dichter, die darin Jean Paul ähneln, halten jede Arbeit für ver-

schwendet, die ihnen nicht augenblicklich Gelegenheit zu einem neuen Epigramm, zu einem neuen pathetischen Reim gibt, die sie nicht zu einem augenblicklichen Eindruck auf das Publicum verwerthen können. Was haben nicht dagegen Goethe und Schiller an sich selbst gearbeitet, ohne vorher daran zu denken, an welcher Stelle sie jede einzelne Frucht ihrer Lectüre anbringen sollten! Man hat über Schillers historische Arbeiten gespottet; wer aber bei Wallenstein oder bei Wilhelm Tell daran zweifeln kann, daß Schillers historische Anschauung weit reicher und voller war, als die der meisten Historiker, für den ist Poesie überhaupt nicht geschrieben. Man hat über Schillers philosophische Studien gespottet, und gewiß haben sie seine Technik nicht grade unterstützt; aber durch sie hat er jene Reife erlangt, die seine Werke den spätern Jahrhunderten werth machen wird, während die modernen Dichter, welche Philosophie und Geschichte nicht studiren, sondern einige Phrasen daraus auswendig lernen, um der unwissenden Menge zu imponiren (z. B. „Der Mensch ist Gott ic.“), in zehn Jahren vergessen sein werden, weil ihr ganzer Reiz im Reiz der Neuheit liegt. Goethe hat, wenn auch nach einer andern Seite hin, ebenso tiefe philosophische Studien gemacht, als Schiller, und wenn ihm dabei die Geschichte fremder blieb, so hat er dafür an der Naturwissenschaft und der plastischen Kunst seinen Geist gebildet, nicht, wie es wol heutzutage geschieht, daß man die Dresdner Galerie durchläuft und sich merkt, daß die Sixtinische Madonna seelenvolle Augen habe, daß Rembrandt am braunen Colorit zu erkennen sei, Rubens an seinem gesunden Fleisch u. s. w., sondern wie der Schüler studirt, der Meister werden will.

Die Dichtkunst wird nicht eher wieder bei uns ausblühen, bis es unsere jungen Talente ebenso machen, wie Goethe und Schiller. Die Formgeschicklichkeit an sich hilft noch nichts, wenn man nicht einen positiven Inhalt zu bieten hat. Es ist mit der Kunst grade wie mit der Wissenschaft. Sowie der Gelehrte nur denjenigen Stoff zur Befriedigung der Kenner bearbeiten wird, den er vollkommen beherrscht, so wird der Künstler nur dasjenige darstellen können, was er nach allen Seiten hin durchfühlt und durchdacht hat. Wenn sich der Dichter ein Problem setzt, von dem er nichts weiß, als einige Stichwörter, so wird er vielleicht für den Augenblick die unwissende Menge täuschen, aber eine schnelle Vergessenheit wird sein verdienter Lohn sein.

Eine zweite nothwendige Vorbildung des Dichters ist, daß er lebt. Die meisten unserer Dichter führen nur ein Scheinleben. Abgesehn von kleinen Liebesintriguen, bei denen meistens die Reminiscenz maßgebend ist, und etwa einer Reise nach Paris, wo sie an jedem Ort, vom Hotel de ville bis zum Père la Chaise, die hergebrachten Empfindungen haben, die im Reisehandbuch verzeichnet sind, zeigen sie sich der Gesellschaft nur in der Dichterpostur. Sie empfangen für die Declamation ihrer Verse bei der Theegesellschaft das Grenzboten. IV. 1854. 52

bührende Lob und sie ärgern sich über übelwollende Recensenten. Für sie besteht die Menschheit nur aus zwei Classen: aus denen, die ihre Verse bewundern, und denen, die sie nicht bewundern. Wenn sie einmal sich weiter in ein Verhältniß einlassen, als es grade die bloße Betrachtung eines Object's mit sich bringt, so geschieht es doch mit dem bestimmten Vorgefühl, daraus ein Gedicht machen zu wollen, und daraus entspringt eine falsche Beobachtung seiner selbst und der andern. Goethe hat freilich seine Verhältnisse meistens mit einer poetischen Recapitulation geschlossen; aber wie tief, wahr und hingebend er sich in sie versenkte, das zeigen nicht nur seine Bekenntnisse, das zeigt jede Zeile im Werther, in Hermann und Dorothea, in den vier großen Elegien. Eine heftige, schnell vorübergehende Glut kann man künstlich erzeugen, aber diese alle Andern gewaltig durchströmende Wärme quillt nur aus dem wirklichen Leben hervor.

Nun wird zwar nicht jeder, der aufrichtig studirt und der sich mit Innigkeit in die Wahrheit des Lebens vertieft, deshalb ein großer Dichter werden, aber was er gibt, wird wenigstens das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, und das ist die einzige echte Quelle der Poesie. Sie ist es zugleich, die den Dichter beseligt, und wenn bei unsern modernsten Dichtern der sogenannte Welt Schmerz die übliche Stimmung ausmacht, so liegt darin nur das stillschweigende Eingeständniß, daß sie nicht wissen, ob der Gott in ihnen spricht; mit andern Worten, ob das, was sie geben, Wahrheit oder Lüge ist. —

Eduna. Taschenbuch für 1855. Wien, Lienhard. —

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1855. Herausgegeben von Seidl. 31. Jahrgang. Wien, Lienhard. —

Beide Taschenbücher sind sehr geschmackvoll ausgestattet; der Einband und was sonst dazu gehört, läßt nichts zu wünschen übrig; die Bilder von hübschen Damen sind nach der neuesten Mode, und was den Inhalt betrifft, so hat es sich der Herausgeber angelegen sein lassen, der Form keine Schande zu machen. Wir haben darin Gedichte, Erzählungen, Novellen, Silhouetten aus dem Künstlerleben, Geschichten von Somnambulen, dramatische Fragmente, Balladen in der niederösterreichischen Mundart u. s. w. —

Stadt- und Dorfgeschichten aus alter und neuer Zeit. Für Alt und Jung erzählt von Louis Würdig. Leipzig, Böller. —

Die Tendenz der Sammlung ist eine fromme und tugendhafte, leider aber müssen wir hinzusetzen, daß das Talent und namentlich der Geschmack des Verfassers mit seiner Tugend und Frömmigkeit keineswegs auf gleicher Höhe steht. —

Novellen und Erzählungen von Arnold Schloenbach. 2 Bd. Leipzig, Sinze. —

Die Novellen sind nicht ohne Geschick erzählt, aber es fehlt ihnen etwas, was bei der Schilderung socialer Zustände doch die Hauptsache ist, die Naturwahrheit. Es ist merkwürdig, daß die deutschen Novellisten um so eifriger die Aristokratie zum Gegenstand ihrer Erfindungen machen, je weniger sie mit derselben bekannt sind. Wir wollen nur auf die erste dieser Novellen aufmerksam machen. Ein junger Diplomat soll soeben die Tochter eines österreichischen Gesandten heirathen, welcher der höchsten Aristokratie angehört; er geht vorher noch in die Restauration, um zu Mittag zu speisen, da erhält er einen Zettel von seiner Braut: „Wer vor einer so wichtigen Handlung essen kann, der soll nicht mein Man werden.“ Er hat nichts Eiligeres zu thun, als diesen Zettel einem jungen bürgerlichen Arzt zu geben, der mit ihm zusammen studirt hat, mit dem er aber sonst nicht im geringsten vertraulichen Verhältniß steht. Dieser junge Arzt, der früher zu den gemischten Circeln des Gesandten Zutritt hatte, wird von dem gnädigen Fräulein gerufen. Er eröffnet die Unterhaltung gleich damit, daß er ihr erklärt, sie wäre nicht krank am Leibe, sondern an der Seele, gibt ihr dann ein Exposé von ihrem Charakter und überreicht ihr zum Schluß, um sie von ihrem Verhältniß völlig zu lösen, den ihm anvertrauten Brief. Diese einzige Scene genügt, um in der stolzen aristokratischen Schönheit den Entschluß reifen zu lassen, den bürgerlichen Doctor zu heirathen, was endlich ihr Vater, nachdem er vorher einige unpassende Worte von Vergiftung und dergleichen gemurmelt, auch zugibt. Um diese Ausgleichung der Stände vollständig zu machen, heirathet ein anderer bürgerlicher Doctor, und zwar ein Doctor der Naturwissenschaften, die Tochter eines englischen Lords, und zwar ohne irgendeinen Widerstand. — In diesem Gemälde ist jeder einzelne Zug mit den wirklichen Zuständen des Lebens völlig unvereinbar; und das ist für eine sociale Novelle doch wol ein entscheidender Fehler. —

Märchen von Fr v. Woringen. Berlin, Decker. —

Die Märchen sind gut erzählt, die Stoffe bei aller Phantastik doch nicht überschwenglich, und die Ausstattung sehr zierlich, was bei derartigen Weihnachtsbüchlein doch auch zur Sache gehört. — Bei dieser Gelegenheit führen wir ein ähnliches kleineres Product an: „De Swienegel als Wettrenner.“ Ein plattdeutsches Märchen. Neu illustriert und mit einem Nachwort versehen von J. B. T. Lyser. Hamburg, Hoffmann u. Campe. — Der Verfasser dieser liebenswürdigen Geschichte, deren Text wir vor einiger Zeit selbst mitgetheilt haben, ist Kobbe. —

Ländliche Skizzen aus Franken. Von G. Nordheim. Weimar, Kühn. —

Kleine Dorfgeschichten, in der durch Auerbach festgestellten Weise, im ganzen gut erzählt und von einem sittlichen Inhalt. —

Chrysalion. Ein Märchen aus Thüringen. Von Amalie von Clausberg. Weimar, Kühn. —

Kein eigentliches Märchen von volkstümlich phantastischem Inhalt, sondern eine ans Allegorische streifende humanitäre Erfindung, sehr zart und duftig, aber etwas zu farblos. —

Dur und Moll. Von August Corrodi. St. Gallen, Eschudi. —

Ein Buch ohne Titel. Von August Corrodi. St. Gallen, Eschudi. —

Kleine anspruchslose Geschichten in der Weise Andersens mit viel Gemüth und einigem Humor erzählt, die ihren bescheidenen Platz in der Literatur wol ausfüllen mögen. —

Les pèlerins russes à Jérusalem. Par Mme. de Bagréff-Speransky. 2 Tom. Leipzig, Kiessling & Comp. 1854. —

Die Verfasserin erklärt in der Vorrede, die französische Sprache und Gesinnung sei ihr eigentlich fremd, und sie müsse daher um Nachsicht bitten, denn sie sei mit voller Seele Russin. Wir können dieser Versicherung nicht ganz Glauben schenken, denn wie russisch auch die Stoffe aussehen, die sie behandelt, die Form, in der sie dieselben auffasst, ist doch durchaus französisch, und man erkennt, daß sie sich früh daran gewöhnt hat, in der Weise der französischen Romantiker zu denken und zu empfinden, wenn auch einzelne fremdartige Einflüsse, z. B. die Hegelsche Philosophie, soweit dieselbe mit einer Dame und noch dazu mit einer Russin in Verbindung gedacht werden kann, sich darin eingemischt haben. Selbst die Art und Weise, wie sie die nationalen Gewohnheiten der frommen Pilgerschaften auffasst, erinnert sehr stark an Chateaubriand und Lamartine. Diese Reflexionen der höheren Frömmigkeit hätten wir gern vermist. Es ist manches darin recht fein und zart ausgedrückt, aber der Reichtum der Gedanken ist nicht groß; auf keinen Fall entspricht er der Zahl der Worte. Dagegen ist die Liebesepisode mit großer Wärme und Innigkeit, sogar mit einigem Talent zum Charakterisiren dargestellt; aber auch in dieser sehen wir nichts spezifisch Russisches, sondern jene Mischung von Dumas und George Sand, die sich in der ganzen modernen Romantik geltend macht. Selbst der Inhalt dieser Episode, die Geschichte der herzlosen Kokette Wera, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Episode in den „Mohikanern von Paris“; sie ist aber viel ansprechender und bedeutender dargestellt. Wenn die Verfasserin

es verstanden hätte, sich mehr zusammenzudrängen, so würde ihr Roman unter die besseren Erscheinungen der letzten Jahre zu rechnen sein. —

Le page du duc de Savoie. Par Alexandre Dumas. Tome 3. Leipzig, Kiessling & Comp. 1854. —

Dieser Band bewegt sich wiederum ausschließlich in den Lanzknechtsgeschichten, die wir bereits aus den „drei Musketieren“ kennen. Wir haben wieder eine Bande verwegener Abenteurer von riesenhafter Stärke und unbezähmbarer Kampflust, die in jedem Augenblick das Unmögliche möglich machen, grade wie Artagnan und seine Freunde. Munter genug sind auch diese Abenteuer wieder erzählt, aber man merkt doch, daß man es mit einer zweiten Auflage zu thun hat. —

Un an de mariage. Par Emilie Carlen, traduit du suédois par O. Squarr. 2 Vol. Leipzig, Kiessling & Comp. —

Der Roman hat in dieser Form fast das Ansehen eines französischen Originalwerks; wir wissen nicht, ob mit oder ohne Zuthun der Uebersetzung. Die Erinnerung an die schwedischen Zustände fehlen zwar nicht, aber sie sind sehr gering und üben auf das Wesentliche der Handlung keinen Einfluß aus. In den beiden Ehegeschichten, auf denen das ausschließliche Interesse des Romans beruht, macht sich eine sehr bestimmte Tendenz geltend, daß nämlich eine Ehe nur dann glücklich sein kann, wenn sie auf gegenseitiger Achtung beruht, daß die Liebe allein nicht ausreicht, ja daß sie ursprünglich fehlen kann, wenn nur die übrigen sittlichen Grundlagen für ein vertrauliches Verhältniß vorhanden sind. Diese Idee ist im einzelnen recht geschickt ausgeführt, nur hat es sich die Verfasserin dadurch leichter gemacht, daß sie einige Hauptmomente der Entwicklung ganz flüchtig skizzirt und statt einer bestimmten Verkettung von Ursache und Wirkung einen Sprung aus einem Zustand in den andern anwendet. Die Schilderung des verliebten Pärchens, wo der Mann durch zu große Nachsicht seine launenhafte, kokette und übermüthige Frau endlich zu den schlimmsten Verirrungen veranlaßt, ist am besten gelungen. —

George Sand. Histoire de ma vie. Bd. 1, 2. Lieferung. Leipzig, Schnee. —

Der jetzt geschlossene erste Band enthält nur die Geschichte der Eltern; die Dichterin selbst ist noch nicht geboren. Wir behalten uns einen ausführlichen Bericht für die nächsten Lieferungen vor. —

Ingénue. Par Alex. Dumas. 1. 2. 3. 4. Bruxelles & Leipzig, Kiessling & Comp. —

Ingénue. Ein Roman von A. Dumas. U. d. Fr. v. Nelsch. 1. Bd. Brüssel u. Leipzig, Schnee. —

Les Mohicans de Paris. Par A. Dumas. Tome 4. 5. 6. Bruxelles & Leipzig, Kiessling & Comp. —

Die Mohikaner in Paris. N. d. Fr. v. Alvensleben. 5. 6. Bd. Leipzig, Schneé. —

Ueber die „Mohikaner“ haben wir bereits gesprochen. Der andere Roman ist eine Fortsetzung jener unendlichen Reihe von Novellen, die mit der Geschichte Cagliostro's beginnen und den Lauf der Revolution wahrscheinlich bis zu ihrem letzten Abschluß verfolgen sollen. Der gegenwärtige Band beschäftigt sich mit dem Jahre 1788 und führt uns die berühmtesten Personen jener Periode in lebhaftester Conversation vor. Vor allem sind es Danton und Marat, die das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, und wenn man hier auch nicht so unbillig sein wird, historische Wahrheit zu erwarten, so muß man doch gestehen, daß der fruchtbare Novellist über die Art und Weise, wie jene blutigen Menschen sich im Privatleben entwickelt haben, bevor der Sturm der Revolution sie an das Licht der Deffentlichkeit riß, sich allerlei nicht unoriginelle Vorstellungen gebildet hat, die wenigstens ein flüchtiges Interesse hervorrufen können. —

La bouquetière du château d'Eau, par Ch. Paul de Kock. Tome 1. 2. 3. Leipzig, Schneé. —

Der Roman, der mit dem dritten Band vollendet ist, enthält eine Mischung der naiven Weise des ältern Paul de Kock mit der durch George Sand und andere eingeführten idealistischen Romantik. Es sind uns einige recht zarte und einige recht derbe Stellen vorgekommen, die beide ihre Wirkung thun werden; im allgemeinen aber sind wir für die Trennung der Gattungen. Cynismus und Sentimentalität stimmen nicht gut zusammen, wie man auch über die Berechtigung der einzelnen denken mag, und darum war uns die alte Form lieber, wo man von vornherein wußte, nach welcher Richtung hin man angeregt werden würde, wo der Freund lieberlicher Geschichten nicht in Gefahr war, in seinen Thränenrüsen afficirt zu werden, und wo der stille Schwärmer nicht fürchten durfte, durch cynische Erfindungen beleidigt zu werden. —

Protestantische Züge in Frankreich.

Wir haben schon mehrfach auf einen Kritiker der *Revue des deux mondes* aufmerksam gemacht, der nicht nur wegen seines Geistes eine größere Aufmerksamkeit verdient, sondern auch wegen seiner Gesinnung, mit der er in Frankreich fast ganz allein steht, auf Emile Montégut. Wir wissen nicht, ob dieser Schriftsteller auch seiner Confession nach Protestant ist (vielleicht wird uns unser